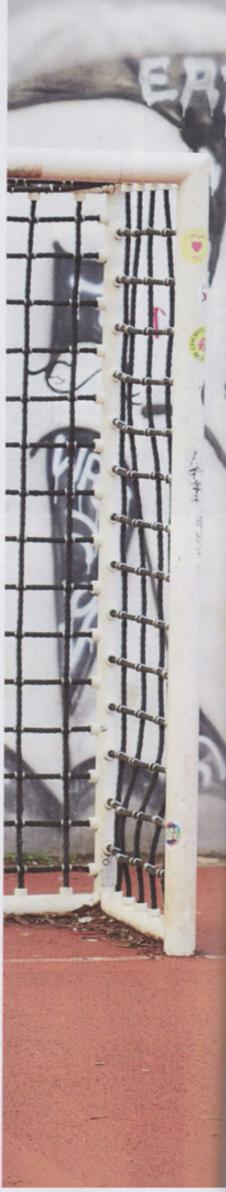


Anatole Taubman, Schauspieler:
«Ich bin ein Big-City-Boy. Ich mag den Dreck, die Gegensätze.»



Frame Februar 2014 37

Marie Leuenberger, Schauspielerin:
«In der Schweiz werde ich immer als die Zurückhaltende eingesetzt. Wenn ich zu rosige Wangen habe, dann schminkt sie mir doch weg!»



Künstlerparadies Berlin

Schweizer Filmschaffende wandern in Scharen in die deutsche Hauptstadt aus. Warum eigentlich?
Von Andreas Scheiner, Berlin

36 Frame Februar 2014

Markus Imhoof befand sich wenige Tage vor unserem Berliner Treffen in der Schweiz. Anlass waren die Swiss Awards. Der Regisseur des Dokumentarfilms «More Than Honey» gewann in der Kategorie Kultur. Jedes Mal, wenn Imhoof in Zürich ist, wenn er am Seeblick entlangspaziert, die Berge in der Ferne sieht, denkt er: «Ich idiot! Wieso wohne ich nicht in Zürich?» Doch dann, nach einer Weile, weiss er es wieder. Es ist dieser Satz, den Petra Volpe sagt, die Regisseurin von «Traumland», aufgewachsen im Aargau, nach Zwischenhalten in Finnland und New York nun seit 16 Jahren in Berlin. Sie sagt: «In der Schweiz geht Höflichkeit vor Ehrlichkeit.» Imhoof nickt.

Auch Volpe will dem Heimatland die Lebensqualität nicht absprechen, aber Berlin zeige einem, dass es auch andere soziale Milieus gebe: «Es ist hier alles weniger fett, Armut ist viel spürbarer.» Das verändere die Perspektive, und das sei gut, gerade für Künstler. «Berlin», sagt sie, «zwingt einen, wach zu bleiben.»

Über 30 Jahre ist es her, da schrieb Markus Imhoof mit «Das Boot ist voll» Schweizer Film-Geschichte. Er rüttelte am Selbstverständnis seines Heimatlandes, «ich sage manchmal Kritisches, meint der Swiss-Award-Gewinner. «Umso schöner ist es, wenn es trotzdem eine Umarmung der Heimat gibt.» Sein Werk «More Than Honey» ist der erfolgreichste Schweizer Dokumentarfilm überhaupt, doch der Regisseur weiss: «Es ist schwierig, die ganze Welt zu überzeugen – und den eigenen Vater.» Er lacht. «In Deutschland fragen mich Leute, ob der Swiss Award ein Preis der Fluggesellschaft sei.»

verselle Geschichte, doch brauchte ich die Distanz, um mich ihr zu nähern.» Und warum ist es eine Koproduktion? Klar, das Geld.

Volpe: «Ich konnte meinen Film nur machen, weil meine Produzenten so mutig, so kreativ waren. Damit wir ein paar Euro mehr bekamen, haben wir das Team nach Berlin gebracht – für zwei Innensets. Ein logistischer Irrsinn! Wir haben für die Herstellung kein Geld vom Bund bekommen. Die Kommission hat das Drehbuch abgelehnt. Man wollte, dass ich auf die Geschichte der Prostituierten fokussiere. Aber ich wollte halt die Scheinwerfer umdrehen und die Menschen in den Mittelpunkt stellen, die der jungen Bulgarin begegnen.»

Filmszene Schweiz ist zu klein
Imhoof: «Im Ausland lässt sich das Geld meist leichter holen. Aber man braucht auch Schweizer Geld. «More Than Honey» lehnte der Bund zunächst ab, Zürich gab nur etwas an die Recherchen. Ohne die Koproduktionshilfe aus Deutschland und Österreich wäre die Produktion nicht zustande gekommen. In Wien wollte der Mann vom Fernsehen lieber über das Braten von Wildsäuren reden. Mit dem Film, meinte er, komme es sowieso gut.»

Volpe: «Es gibt kaum Produzenten, die Drehbücher unabhängig von der Förderung bezahlen können. Doch ein Projekt ist ein zartes Pflänzchen. Es muss wachsen, es darf nicht gleich zerpfückt werden von den Gremien. Die Klage, es gebe keine guten Drehbücher in der Schweiz, zielt daneben.»

Taubman: «Aber vernachlässigen wir nicht die doch eher geringe Nachfrage? Sehen nicht einfach zu wenig Leute Schweizer Filme?»

Suter: «Es ist eine Frage der politischen Willensbekundung, finde ich. Möchte man dem Film einen Stellenwert in einem Land geben oder nicht – darum geht's.»

Volpe: «In Dänemark haben sie grosszügig in Familienfilme investiert, um die Leute schon im Kindesalter auf das dänische Kino einzustimmen. Inzwischen hat das dänische Kino einen grossen Stellenwert. Aber es hat Geld gekostet.»

Für Petra Volpe war Berlin «keinesfalls Liebe auf den ersten Blick». Der Umgangston war ihr zu schroff. Sie erinnert sich an die Filmschule in Babelsberg von den Sekretärinnen angeklafft worden zu sein, «in der U-Bahn wurde man angeschmault, selbst beim Brötchenkaufen. Das heisst: «Schrippe!» Irgendwann fing Volpe an, «zurückzuklaffen», sie empfand es als befreiend.



Schweizer Wahlberliner

Die Schweizer Botschaft vermutet, dass sich etwa 2000 Künstler und Künstlerinnen aus der Schweiz in Berlin aufhalten. Genaue Zahlen gibt es aber nicht, viele melden sich auch nicht bei den Behörden, weil sie nur vorübergehend in der deutschen Hauptstadt leben. Auch über die Anzahl im Filmgeschäft tätiger Wahlberliner gibt es keine letzte Klarheit. Die bekanntesten sind Regisseur Dani Levy und die Schauspielerin Carin Juri («Achtung, Fertig, WKO»). Weitere Schweizer in Berlin sind die Regisseure Oliver Rihs («Achtung, Fertig, WKO»), Alain Gaspner («Akte Grüninger»), Marcel Gierler («Rosie») und Florian Froeschmayer («Küstenwache»). Andreas Scheiner

seit gut einem Jahr in der Stadt. Sie hat sich im «Tartort: Skalpelli» hervorgetan, spielte im Erdbenenfilm «Stärke 6». Doch wie Leuenberger beklagt sie, in der Schweiz auf eher brave Rollen reduziert zu werden. Moravec sagt lachend: «Ich möchte viel lieber Psychopathinnen spielen.»

Leuenberger: «Die Filmszene in der Schweiz ist halt sehr klein. Schon nach drei Filmen trifft man Bekannte auf dem Set. Ist ja schön, aber...»

Imhoof: «... es kann sich eine Trägheit entwickeln.»

Volpe: «Deshalb durchmische ich meine Crews. In der Schweiz hat man Routine. Aber für die Kreativität ist es gut, diese aufzubrechen.»

Imhoof: «In Deutschland ist mehr Konkurrenz, der Film ist auch eine Industrie. In der Schweiz gibt es nicht so viele Produktionen. Wie viele macht das Schweizer Fernsehen pro Jahr? Sechs oder sieben Spielfilme?»

Leuenberger: «Plus den «Bestatter.»

Taubman: «Der muss toll sein, habe ich gehört.»

Dario Suter und Joel Brandeis beschäftigen ein internationales Team, mehrheitlich Deutsche. DCM ist erst fünf Jahre alt, hat aber schon über 30 Mitarbeiter. Die Mitbegründer Christoph Daniel und Marc Schmidheiny sind bei unserem Gespräch nicht dabei, weil sie zum Sundance-Filmfestival reisen mussten. Die vier Zürcher, die mit ihrem Verleihgeschäft vor kurzem in die Schweiz expandiert haben, waren auch schon bei den Oscar-Verleihungen dabei: Die norwegische Koproduktion «Kon-Tiki» war für einen Academy Award nominiert. DCM hat Dustin Hoffmans Regie über «Quartet» koproduziert, ebenso die Bestsellerverfilmung von Nick Hornby «A Long Way Down» mit Pierce Brosnan, die gerade an der Berlinale ihre Weltpremiere feierte.

«Die Stadt hat uns beflügelt», sagt Brandeis. Startup-Mann Suter, der für den Aufbau des sozialen Netzwerks «stud1VZ» nach Berlin kam, fügt an: «Hier kann man etwas versuchen. Man schuldet niemandem Rechenschaft. Berlin war ein Katalysator für DCM.»

Volpe hat viele Freunde aus New York, die sagen: «You live in Hippyville, in Slacker Town», in einer Stadt der Herumhänger. Die New Yorker bezeichnen sie um das: «Es gibt keine Rushhour. Wo ist der Stau? Wo sind die Anzugträger?»

Jessy Moravec hängt nicht herum. Am Tag unseres Gesprächs stand sie wegen eines Nachtdrehs um drei in der Früh auf. Zum Interview erschienen sie als Erste.

Als Anatole Taubman vor fünfzehn Jahren nach Berlin zog – «wegen einer Dame», hielt die Mutter nicht viel davon. Die Nationalsozialisten hatten drei Grosseltern umgebracht; der Vater,

Frame Februar 2014 39

«Das heisst «Schrippe»
Anatole Taubman fliegt «immer Swiss», oft auch Langstrecke: Der Darsteller spielte in manchem Hollywoodstück, war im James-Bond-Film «Quantum of Solace» zu sehen. Taubman kommt an diesem Samstagvormittag direkt vom Flughafen, allerdings nicht aus Los Angeles. Er hat in der Schweiz Pressearbeit für «Akte Grüninger» gemacht. «Ja», gibt er zu, «vielleicht verrät das Fliegen mit der Swiss auch ein Nationalbewusstsein. Oder es hat einfach damit zu tun, dass ich die Flüge nicht selber bezahlen muss.»

Es herrscht entspannte Ruhe. Wir sitzen im «Richard» an der Köpenicker Strasse, dem Restaurant des Adelbodners Hans Richard; übrigens eines der Lieblingslokale von Dieter Kosslick, dem Berlinale-Direktor. Sieben Schweizer sind der Einladung von «Frame» zu einem Tischgespräch über ihr Leben in der Wahlheimat gefolgt. Neben Volpe, Imhoof und Taubman sind das die jungen Schauspielerinnen Marie Leuenberger und Jessy Moravec sowie Dario Suter und Joel Brandeis von DCM, einer Filmproduktions- und Verleihfirma in Berlin.

Eines unserer Themen ist «Traumland», Volpes erster Kinofilm, eine Koproduktion mit Deutschland. «Was ist das für ein Film?», will Imhoof wissen. Volpe fasst zusammen: «Es geht um vier Leute, die an Weihnachten in Zürich einer Prostituierten begegnen. Es ist ein multinarativer Film. Ich habe einst im Kreis 5 gewohnt. Das Sex-Business in der Schweiz beschäftigt mich seit Jahren.» Auch Volpes Fernsehfilme spielen in der Schweiz. «Die Schweiz ist meine Kultur», sagt sie, «deshalb kann ich von ihr erzählen, daraus kann ich schöpfen. «Traumland» ist eine uni-

Petra Volpe, Regisseurin:
«Es gibt kaum Produzenten, die Drehbücher unabhängig von der Förderung bezahlen können. Die Klage, es gebe keine guten Drehbücher in der Schweiz, zielt daneben.»



Jessy Moravec, Schauspielerin:
«In der Schweiz werde ich auf brave Rollen reduziert. Ich möchte viel lieber Psychopathinnen spielen.»



der jüngste Erste Gelter, den die Berliner Philharmoniker je hatten, machte aus Berlin fliehen. Zahllose jüdische Künstler ergriffen damals die Flucht. Den unbekümmerten Taubman – «ich bin ein Big-City-Boy, ich mag den Dreck, die Gegensätze» – interessierte die Vergangenheit zu nächst wenig. Er erkannte aber, dass die Geschichte in Berlin auf eine Weise nicht verschwiegen wird, die bereichernd wirkt. Das dürfte auch dem jüdischen Regisseur Dani Levy («Alles auf Zucker») aufgefallen sein, als er in den achtziger Jahren nach Berlin zog. Heute ist die Bundeshauptstadt ohnehin der «place to be» für junge Kunstinteressierte aus Israel. Intellektuelle und Künstler, die sich dem Judentum eng verbunden fühlen, zog es schon früh in die Stadt, in der sich auch Taubman allmählich mit seinem jüdischen Hintergrund zu befassen begann.

Gentrifizierung betrifft auch Berlin
Mit der deutschen Vergangenheit beschäftigte sich Markus Imhoof, als er Mitte der achtziger Jahre zum ersten Mal in Berlin wohnte. Zwei Jahre blieb er, um den Film «Die Reise» zu drehen. Die Subventionsbestimmungen der Berliner Filmförderung verpflichteten ihn, in der Stadt zu leben – und da 150 Prozent der Subventionen auszugeben. Viele Kulturschaffende wurden auf diese Weise in die unterbevölkerte Stadt geholt. Zehn Jahre später brachten ihn «Neugierde, die Lebenslust, aber auch die intellektuelle Enge der sich abschottenden Schweiz» zurück nach Berlin. Aus der «mühsam über den Transtweg erreichbaren Experimentier-Insel war eine europäische Hauptstadt geworden». Doch Imhoof befürchtet, dass Berlin bald so satt sein könnte wie München oder Zürich. In der heruntergerockten Tanzschule in seiner Strasse entstehen gerade Luxusapartments, und im Zuschauerraum der neuen Schaubühne sitzen zur Hälfte Touristen.

Suter: «Alte Berliner sagen: «Gott sei Dank bewegt sich etwas.» Und es gibt ja immer noch sehr viel Armut hier.»

Leuenberger: «Ich habe Freundinnen, Schauspielerinnen, die von Hartz IV leben. Ich kannte den Begriff nur aus den Nachrichten. Mir war mulmig zumute, als ich den Schritt in die Freiberuflichkeit wagte.»

Suter: «Was wir manchmal so anziehend finden an Berlin, die Ostalgie, das Schöne... Dahinter verbergen sich ja auch echte soziale Probleme. Als Schweizer neigen wir dazu, das zu erklären. Wir wissen: Wenn alles zusammenkracht, können wir zurück ins «Paradies» Schweiz.»

Arbeitslosigkeit war nicht das Problem Petra Volpes, als sie nach Berlin kam. Sie fand einen Job als Cutterin, schnitt 16 Stunden am Tag. Doch dann steckte das Projekt in finanziellen Schwierigkeiten. Der Chef sagte: «Keine Sorge, das Geld kommt, schnell einfach mal fertig.» Volpe hat das Geld nie gesehen. Sie musste ihre Pensionskasse in der Schweiz auflösen, um das Studium in Berlin finanzieren zu können.

Nach zwei Stunden löst sich die Runde auf. Die Schweizer Cineasten suchen in Berlin den Ausbruch aus der Heimeligkeit, die Nähe zur Geschichte, das Fremde. Regelmässige Fondue- und Jassabende wie bei den Schweizern in Los Angeles gibt es hier nicht. Doch dieses Zusammentreffen hat Heimatgefühle aufkommen lassen.

40 Frame Februar 2014



Markus Imhoof, Regisseur und Drehbuchautor:
«Im Ausland lässt sich das Geld meist leichter holen. In Wien wollte der Mann vom Fernsehen lieber über das Braten von Wildsäuren reden. Mit dem Film, meinte er, komme es sowieso gut.»



Frame Februar 2014 41

Petra Volpes Film «Traumland» über Prostitution in Zürich läuft im Kino.